

- ◆ Sr. Johanna und Rudolf Habringer haben beide einen „professionellen“ und zugleich existenziellen Zugang zur Stille. Für die kontemplative Ordensfrau ist die Stille eine strukturelle Vorgabe mit der sie gleichsam automatisch konfrontiert wird. Sie ist die notwendige Voraussetzung dafür, möglicherweise Gottes Stimme zu erlauschen. Für den Schriftsteller ist die Stille die erforderliche und immer auch zumutende Begleiterin in Schreibprozessen sowie in der Auseinandersetzung mit der eigenen Existenz. Und beide verbindet die Sehnsucht, in und durch Stille geborgen, beschützt und erhört zu werden. Beeindruckende Konfrontation für jene, die im Lärm leben und sich gegebenenfalls auch nach der Stille sehnen – dann und wann. (Redaktion)

## Rudolf Habringer

### Wie die Stille in mein Leben getreten ist und was sie mir bedeutet

Lautlos pulst das Thema durch meinen Körper. Zweisilbig. Stil-le. Stil-le. Ich soll mich äußern. Sprachlich erklären. Reflexiv in Worte fassen, was als gefühlte Erinnerung da ist. Gleichsam vorsprachlich. Etwas sperrt sich. Eine Scheu baut sich auf. Die Angst, mich schreibend zu entblößen. Zu persönlich zu werden.

Ich bin Schriftsteller. Damit ich arbeiten kann, muss ich mich zurückziehen. Neben dem Dröhnen des Alltags, während Internet, Fernsehen und Handy ständig vorgeblich wichtige Informationen ausspeien, neben spielenden und streitenden Kindern fließen mir die Worte nicht locker aus der Feder. Ich bin keiner der literarischen Helden, die im Gemurmel eines Kaffeehauses leichtfüßig von der Muse geküsst werden. Leider. Ich rechne meine Kunst eher dem Handwerk zu. Ich brauche eine Werkstatt, ich brauche Ruhe, ich brauche Abgeschiedenheit zum Arbeiten.

Der soziale Rückzug gehört für mich daher zwingend zum Programm. Ich schreibe fast ausschließlich in Klausur. Das Allein-Sein gehört zu meinem Beruf. Wie der Laptop, wie der Schreibtisch, wie die Lampe. Wie die Stille.

Die Stille ist meine Begleiterin. Sie sieht mir bei der Arbeit über die Schulter. Sie beobachtet mein Stocken, mein Grübeln, mein schreibendes Tasten, mein tastendes Schreiben. Sie ist da, wenn ich um Worte ringe. Ihr entgeht nichts. Ihr kann ich nichts vormachen. Sie ist still. Sie ist streng. Sie ist da. Und manchmal fühlt sie sich kalt an. Gefühl- und humorlos. Ab und zu wird sie auch Beobachterin seltener Aufschwünge, nimmt sie mit einem leichten Grinsen um den Mund Momente regelrechter Arbeitsbegeisterung wahr. Es soll Augenblicke leiser Triumphe an meinem Schreibtisch gegeben haben. Augenblicke, in denen mir die Stille wie eine

vertraute Kameradin, eine enge Freundin erschien. Vormittage voll von Leichtigkeit, Ausgelassenheit, Albernheit, Sekunden der Euphorie. Momente tiefer Freude über etwas Gelungenes. Einmal, als ich mir einen eigenen Text vorgelesen habe, soll ich sogar laut aufgelacht haben.

Kaum habe ich das Gefühl, das Schreiben fiele mir leicht, bringt mich die Stille auf den Boden zurück.

Freu dich nicht zu früh, sagt sie dann. Katholisch unfroh klingt mir das in den Ohren, protestantisch verkniffen. Die Ausschweifung, der Genuss, der Luxus sind meiner Stille so was von fremd. Sie ist so still. So ausgeprägt demütig. So verdammt fromm.

So viel Dürre, so viel Askese, so viel Disziplin geht mir manchmal ziemlich auf den Geist. Ich gebe zu: Von Zeit zu Zeit möchte ich meine Stille davonjagen. Wo ist das Leben?, frage ich dann. Ist das das Leben, frage ich, der Rückzug in ein Kabäuschen? Während offenbar irgendwo das pralle Leben stattfindet? Während zu Hause vielleicht gar meine Kinder auf mich warten?

Wenn ich mir sicher wäre, dass ich im Rausch supergut arbeiten könnte, würde ich mich öfter besaufen. Wenn ich zu viel getrunken habe, werde ich aber müde und schlafe ein. Das weiß ich. Wenn ich mir sicher wäre, dass mich eine Buhle beflügelte, würde ich mir sofort eine zulegen. Wenn ich gedanklich und gefühlsmäßig verwirrt bin, bringe ich aber nur Unsinn zustande. Das weiß ich auch.

Ich muss, um arbeiten zu können, nüchtern sein. Trocken. Das ist, in einer Formulierung ausgedrückt, die ich mir erst kürzlich angewöhnt habe, ziemlich unsexy. Das weiß ich leider auch.

Mir bleibt nur, die Stille zu ertragen. Ich muss direkt dankbar dafür sein, dass

wenigstens sie mir in der Klausur Gesellschaft leistet.

Du schätzt mich ja nur, wenn ich nicht da bin, sagt sie oft. Sie weiß genau, dass ich von ihr abhängig bin. Ohne sie läuft nichts. Wenn sie mir fehlt, kann ich nicht arbeiten. Dann suche ich sie. Wenn ich sie nicht um mich habe, werde ich unruhig. Wenn ich sie aber um mich habe und mir trotzdem nichts einfällt, werde ich noch unruhiger. Dann bin ich schlecht auf sie zu sprechen. Das macht dieses einseitige Abhängigkeitsverhältnis. Jeder kennt das. Ich brauche sie dringend, sie braucht mich nicht. Vielleicht bin ich ihr sogar völlig wurscht. Das macht mich noch wütender. Diese Spur blasierter Arroganz! Dieser Anflug elitärer Hochnäsigkeit!

Komm nicht auf die Idee, mich zu verraten, sagt sie ein wenig von oben herab. Denunziere mich ja nicht in der Öffentlichkeit. Sie ist sich ihrer Sache ziemlich sicher.

Ihr Image, vor allem im religiösen Kontext, ist legendär, ihr Ruf makellos. Ihre Ausstrahlung hat etwas sanktionsauratisches, die Eigenschaften, die man ihr zuschreibt, sind glorios. Wenn ihr Name fällt, geht es, scheint's, immer um das Wesentliche. Das Tiefe. Das Existentielle. Das Bedeutende. Das eigentlich Wichtige.

Was ihre soziale Performance betrifft, ist die Stille so etwas wie eine Heilige. Ihre Referenzen sind nahezu unschlagbar („Doch der Herr war nicht im Sturm ... nicht im Feuer. Nach dem Feuer kam ein sanftes, leises Säuseln.“ 1 Könige 19,11–13). Dagegen kann man ja wirklich nichts mehr vorbringen. Ihr Ruf ist so unangreifbar, dass einem beinahe unheimlich zumute wird. Mir zumindest.

Ich bestreite, dass ich die Stille schon immer gesucht hätte. Sie ist mir zugewachsen.

Sie ist von sich aus in mein Leben getreten. Behauptet ich.

Zwei Geschichten, um meine Behauptung zu untermauern, möchte ich erzählen. Sie schildern Episoden aus dem Leben eines Kindes, das ich gewesen bin. Ich erzähle die Geschichten so, als würde ich von jemand anderem erzählen. Die Hauptfigur meiner Geschichten nenne ich das Kind und tue so, als habe sie nichts mit mir zu tun. Zwei Geschichten also, in denen ich vorgebe, mich zu erinnern. Obwohl ich doch weiß, dass meine Erinnerung nichts ist als eine Konstruktion. So ist die Stille in mein Leben getreten:

An einem Samstagmorgen im November 1968 steht eine Frau, die Haushälterin des Dorfpfarrers, plötzlich in der Tür des Kinderzimmers ihrer Nachbarwohnung. Eines der Kinder erwacht und sieht die Frau vor sich: klein, schmächtig, ein graues Mäuschen. Ein besorgter Blick der Frau fällt auf die drei im Bett liegenden Kinder. Sie sagt kein Wort. In der Erinnerung des Kindes ist diese Szene von keinem Geräusch getrübt, kein Satz fällt, kein Wort wird gesprochen. Ein Moment vollkommener Stille. Nur: da ist jemand Fremder im Zimmer. Etwas noch nie vorher Geschehenes ist passiert. Das Kind, das wach geworden ist, ist acht Jahre alt. Sein erster Blick fällt auf diese lautlose Erscheinung in der Zimmertür. Augenblicklich begreift es: Es ist schon alles gesagt. In der Nacht zuvor ist seine Mutter plötzlich gestorben. In diesem Moment wird das Kind erwachsen. Scheinbar hat sich nichts verändert: Das Kind bleibt nach außen hin Kind, während dieser Epiphanie der Stille ist es innerlich ein anderer, ein Erwachsener geworden.

Der Achtjährige erwacht aus dem Schlaf. Er sieht und begreift: That's life.

Das ist die erste Geschichte. Die zweite, die sich vielleicht ein, zwei Jahre später abgespielt hat, geht so:

In einem Raum im Keller eines oberösterreichischen Gemeindeamtes, inmitten eines großen Haufen Altpapiers, sitzt ein Kind und stöbert in alten Zeitungen. Gräbt und liest sich durch einen Wust aus Neuigkeiten, Unglücksfällen, Sensationen, Sportergebnissen, Berichten aus fernen Ländern, erhascht einen ersten Einblick in das, was die Erwachsenen Welt und Politik nennen. Lesend erfährt das Kind: Alles, was es vor sich liegen hat, ist vergangen, vor ihm breitet sich ein Strom von Geschehenem aus, das später einmal Geschichte genannt werden wird. Staunend liest sich das Kind anhand der Datumsangaben in den Zeitungen in die Vergangenheit zurück, überschreitet (transzendifiert!) lesend auch das Datum des Todestages seiner Mutter, schließlich anhand einer sehr alten Zeitung sogar die Schwelle seines eigenen Geburtstages: ein eigenümlicher Moment des Begreifens von Geschichte und Vergänglichkeit.

Muss erwähnt werden, dass auch diese Szene von nahezu völliger Stille begleitet wurde? Sicherlich raschelte Papier, vielleicht war von irgend woher das leise Rauschen aus den Heizungsrohren zu vernehmen, ansonsten war es ruhig, das Kind in seinem Begreifen bei sich und allein.

Das sind die Urgeschichten meiner Erfahrung mit der Stille; als Geschichten stilisiert und zurecht gebastelt, narrativ, biografisierend, subjektiv, ohne Anspruch auf allgemeine Gültigkeit. Ein zufälliger Fund aus einer Buchbesprechung in der SZ: „Zeitzeuge (...) sind nicht nur keine guten Quellen, wie Historiker wissen, sie neigen offenbar auch dazu, schlechte Analyti-

ker zu sein.“ Für Systematiker wirft meine Stille-Erzählung möglicherweise also einen allzu mageren Erkenntnisgewinn ab.

Ich bleibe dabei: Die Stille, wie sie mir von Kindheit an vertraut ist und die ich seither immer wieder aufsuche, weil ich ohne sie nicht arbeiten und, pathetisch gesprochen, nicht existieren kann, diese Stille kenne ich als Vertraute des Todes, als Wissende um die Vergänglichkeit. Diese Stille ist mir in seltenen Stunden eine belebende, weil zentrierende Quelle des Alltags, noch seltener eine der mystischen oder spirituellen Erfahrung. Sie ist das zentrale Medium, das mir gestattet, „das gefrorene Eis“ (Kafka) in mir zu behauen.

Vielleicht ist das Verhältnis zu meiner Stille auch deswegen nicht ganz versöhnt, weil ich seit jeher ein nahes, zugegeben innigeres Verhältnis mit einer nahen Verwandten von ihr pflege: einer Schwester? Einer Cousine? Man könnte das Wesen dieser Verwandten als strukturierte Stille bezeichnen; gemeinhin hat sich der Begriff Musik für diesen Zustand strukturierter Zeit durchgesetzt.

(Ob die Musik, jene nonverbale, in der Regel aber nicht lautlose Äußerung des Menschen, tatsächlich der Sphäre der Stille zugeordnet werden kann, diesen Streit überlasse ich gern den Spezialisten).

Als ich vor zwei Jahren im Rahmen eines Projekts der Linzer Europäischen Kulturhauptstadt antrat, eine Woche als Eremit im Linzer Domturm zu verbringen, um damit eine für mich – bis auf das Erlebnis der Höhe – sehr vertraute Erfahrung aufzusuchen, stand fest, dass mich ausgewählte und ganz bestimmte Musik in die Türmerstube begleiten sollte: nämlich die Kantaten und Choräle, die Präludien und Fugen von Johann Sebastian Bach, der immerhin als der fünfte Evangelist bezeichnet wird.

Der Text der Arie „Vergnügte Ruh, beliebte Seelenlust“ (BWV 170) zum Beispiel (es gibt wunderbare Aufnahmen etwa von Angelika Kirchschlager oder Andreas Scholl) ist ein Loblied auf die „Stille und Ruhe des Herzens“. Viel mehr noch aber als der Text ist für mich dieses Musikstück in seiner schlichten Melodieführung ein Exempel vollkommener, genialer Komposition, für die ich sämtliche mir zur Verfügung stehenden Superlative auspacken würde. Ich höre und deute die Musik von Johann Sebastian Bach (und von anderen) als strukturierte Stille höherer Ordnung, in der ich mich wie von einer um alle Urgründe wissenden Hand gehalten, getragen und geborgen fühle.

Wenn also die Stille meine Begleiterin beim Schreiben ist, tut sie dies als Begleiterin für meinen Kopf. Die Musik aber ist die Begleiterin, die mein Herz berührt.

**Der Autor:** geboren 1960 in Schwanenstadt, Studium in Salzburg (Germanistik, Theologie). Kabarett, Pianist einer Tanztheatergruppe, Regieassistent am Salzburger Landestheater. 1990/91 Linzer Geschichtenschreiber. 1993 Teilnahme am Ingeborg-Bachmann-Preis (Einladung von Peter Demetz). 1994 Stipendiatsaufenthalt im LCB Berlin. 2000 Gründung des Erinnerungsprojekts Netzwerk Memoria. Mehrere Preise, zuletzt 2008 Förderungspreis für österreichische Literatur. Lebt und arbeitet als freier Schriftsteller in Walding bei Linz und in Obernzell bei Passau. Romane, Erzählungen, Satiren, Theaterstücke, Herausgeber von Anthologien. Zuletzt erschienen: Engel zweiter Ordnung. Roman (Picus Verlag Wien 2011), Island Passion. Roman (Picus 2008). Der Don Quijote vom Bindermichl. Stück (gem. mit Joachim Rathke, 2011).